

# Nur die «würdigen» Armen bekamen Hilfe

Armut ist heute weitgehend aus dem Stadtbild verschwunden. Noch im 19. Jahrhundert war sie hingegen unübersehbar. Man unterschied zwischen würdigen und unwürdigen Armen – ein Historiker sieht darin Parallelen zu Debatten von heute.

Winterthur, 1802. Wachtmeister Sulzer ist altersschwach und taub geworden. Die Pflichten seines Postens kann er kaum mehr erfüllen, für sich und seine Frau kann er nicht mehr sorgen. Sulzer wird im Oberen Spital aufgenommen, «damit auch er eines Gnadenbrots sich zu erfreuen habe». Diesen Entscheid begründet die Stadt damit, dass Sulzer «seiner Stelle seit 26 Jahren mit musterhafter Treue vorgestanden ist, allein bei seiner bekanntlich geringen Besoldung nicht nur keine Ersparnisse erübrigen konnte, sondern sein allfälliges Vermögen dabei aufopfern musste». So ist es in Akten aus dem Stadtarchiv nachzulesen.

## Würdige und unwürdige Arme

Während Armut heute im Stadtbild kaum mehr wahrnehmbar ist, war sie bis ins 19. Jahrhundert unübersehbar. Arme waren in Lumpen gekleidet, die eigentlich verbotene Bettelei war verbreitet: In den 1880er-Jahren wurden jährlich 1000 Bettler verzeigt – dies machte ein Drittel aller Polizeifälle aus. Die Sicht der Gesellschaft auf die Armen hat sich im Lauf der Zeit stark verändert, wie die Historikerin Frauke Sassnick in ihrem Buch aufzeigt.

Im Mittelalter galt Armut als Gottes Wille und als unüberwindbar. Mit dem Aufkommen der Bettelorden änderte sich dies: Die freiwillige Armut der Mönche wurde hoch geachtet und trat in scharfen Gegensatz zur unfreiwilligen Not. Die Helfenden begannen auszuwählen und stellten sich die Fra-

ge, ob die Armut Schicksal oder Unverschämtheit sei. Die Almosen schienen bei den Mönchen vernünftiger investiert als bei den Bettlern.

## Öffentliche Zwangsarbeit

Der Übergang von der Caritas (Nächstenliebe, Wohltätigkeit) zur Armenpolitik fand als Folge der Reformation statt. Das Gesetz der Armenfürsorge stammt aus dem Jahr 1525 und sollte über 300 Jahre lang gelten. Die städtische Obrigkeit stellte sich jetzt als entscheidende Instanz zwischen Bettler und Almosenspenden. Grundlage für das Gesetz war die Erklärung der Arbeit zur christlichen Pflicht.

Die Fürsorge sollte nur den würdigen Armen zukommen. Als unterstützungsberechtigt galten arbeitsunfähige Arme, also Alte, Kranke, Kinder und Versehrte; wer als arbeitsscheu galt, hatte keinen Anspruch auf Hilfe und schlug sich mit Betteln, Prostitu-

## SERIE: ARMUT IN WINTERTHUR (9)

In Winterthur leben rund 8000 Menschen am Existenzminimum oder darunter. Anlässlich einer Ausstellung in der Alten Kaserne hat der «Landbote» in den letzten drei Wochen Betroffene und Fachleute zu Wort kommen lassen. Mit dem heutigen Blick in die Vergangenheit und in die Zukunft (Leitartikel auf Seite 12 dieser Ausgabe) schliessen wir die Serie ab. (ba)



Ungünstige Witterungsverhältnisse hatten 1770 zu Missernten geführt. In der Folge waren viele Winterthurer auf Hilfe angewiesen. Bild: aus dem Buch Sassnick/Armenpolitik

tion oder Kleinkriminalität durch. Für die Abklärung waren die Pfarrer zuständig. Wer Hilfe bekam, konnte die Spenden im Haus am Neumarkt abholen, musste aber wieder vorstellig werden, sobald es nicht mehr reichte.

Am Neumarkt befand sich vieles unter einem Dach: Altersheim, Armenanstalt, Fremdenasyl, Irren- und Waisenhaus, Krankenhaus, Gefängnis und Zwangsarbeitsanstalt. Der Neumarkt war also lange Zeit der Ort, an dem sich die Armut konzentrierte. Im Unteren Spital wurden Bedürftige gespeist – hier befand sich aber auch die geschlossene Anstalt. Wer den Pfundschilling nicht zahlen konnte, musste in der Öffentlichkeit Zwangsarbeiten verrichten. Auch Kinder waren davon nicht ausgenommen.

Die Geschichte der Armut in Winterthur wird auch vom Historiker Tho-

mas Buomberger erforscht. Seine Geschichte der 1812 gegründeten Hilfsgesellschaft wird 2012 als Neujahrsblatt der Stadtbibliothek publiziert. Die Hilfsgesellschaft war die wichtigste private Institution im Armenwesen und betreibt heute unter anderem das Seniorenzentrum Wiesengrund.

## Kinder weggenommen

Laut Buomberger gibt es in der Armutspolitik sowohl Kontinuitäten als auch gravierende Unterschiede. Die Einteilung der Armen in unwürdige und würdige ziehe sich als roter Faden seit 500 Jahren durch die Diskussion: «Es ist interessant, dass die heutigen Debatten über Sozialschmarotzer oder IV-Betrüger genau in dieselbe Richtung gehen – einzig die Begriffe haben sich verändert.» Was sich wesentlich verändert hat, ist die Defini-

tion von Armut. Früher ging es um das nackte Überleben – wer arm war, dem fehlte das Nötigste: Essen, Kleider, Schuhe. Haben Arme im 19. Jahrhundert 60 Prozent ihres Geldes für Essen ausgegeben, sind es heute höchstens 20 Prozent. Heute gilt als arm, wer am sozialen und kulturellen Leben nicht teilnehmen kann. «Man versucht, Armutsbetroffene so zu unterstützen, dass eine Integration ins normale Alltags- und Freizeitleben möglich ist», sagt Buomberger. Ein Beispiel dafür ist die Kulturlegi der Caritas.

Betroffen waren früher vor allem Kranke, Alte und ledige Frauen. Im Waisenhaus wurden viele Kinder aufgenommen, deren Eltern noch lebten, aber zu arm waren, um für sie zu sorgen. In Hungerjahren konnte die Armut breite Kreise der Bevölkerung treffen. So etwa bei der Hungersnot 1846/47, die durch die Kartoffelkrankheit verursacht wurde. Die Hilfsgesellschaft gründete zur Bewältigung der Krise eigens eine Aktiengesellschaft und importierte eine riesige Menge von Lebensmitteln, darunter eine halbe Million Pfund Mais. Getreide wurde gar aus der Ukraine eingeführt.

Zu grösseren Hungersnöten kam es auch 1770/71 und 1816/17, als es durch einen Vulkanausbruch zu einer Klimaveränderung kam, die Ernteausfälle verursachte. In Winterthur wurden täglich 1400 Portionen der «Rumford'schen Suppe» ausgegeben – bestehend aus ausgekochten Knochen, angereichert mit Gemüse, Hafergrütze, Reis, Erbsen und Kochgerste.

KATHARINA BAUMANN

## Zum Weiterlesen empfohlen:

Publikationen von Frauke Sassnick: Armenpolitik zwischen Helfen und Strafen / Der «Neumarkt» – Schauplatz der Winterthurer Sozialgeschichte.

## ANGERICHTET

VON KATHARINA BAUMANN

## Liebevolles Sushi in der Quietschkurve

Wo früher Kessel das Sulzer-Areal mit Energie versorgten, gibt es jetzt Sushi und Sashimi: Das «Yooji's» bietet im neu eröffneten Kesselhaus seine exotische Küche an. Wir sitzen in der Quietschkurve. Die Sushi-Portionen fahren unüber-



hörbar an uns vorbei – aber auch zu schön angerichtet, um ignoriert zu werden. Nach freundlicher Anleitung durch das Personal geht es los: Wir schnappen uns einen Teller vom Förderband (ein blauer kostet 5.90 Franken, ein rosaroter 6.90, ein roter 7.90, ein grüner 8.90, ein schwarzer 12.90), stellen ihn aufs Magnetfeld neben dem Set und lesen auf dem kleinen Bildschirm, was das genau für ein Sushi ist. In unserem Fall «Nori Thunfisch» und «Nori Santa Cruz» mit Omelette, Avocado, Frischkäse und Sesam. Wer das nicht mag, kann es wieder aufs Band stellen. Wir aber nehmen die kleine Plastikkuppel vom Teller und geniessen. Auch «Spicy Tuna» und «Green Garden Roll» schmecken wunderbar. Drei bis vier Teller braucht es pro Person, um satt zu werden.

Zu trinken gibt es hausgemachte Eistees: Pink Pom und Lemon Grass (je 5 Franken). Mit einer Glace (Mango und Ginger-Lime-Sorbet, je 5.50 Franken) zahlen wir 75 Franken. Dafür erhält man frisches Sushi, das nicht immer authentisch japanisch ist (etwa beim Roastbeef-Sushi) – aber sehr gut schmeckt. Und nebenbei können die Köche beobachtet werden. Da wird geschickt mit Lachs belegt, virtuos mit einem riesigen Messer die Avocado entsteint. Fazit: «Yooji's» bietet auch etwas fürs Auge. Und das Förderband kann ja noch geölt werden.

«Yooji's» Kesselhaus, Zürcherstrasse 1+3

# «In der Woche haben wir viel gelernt»

Die 12-jährige Selina Metzger und die 10-jährige Meret Wittmer haben sich an einer Studienwoche mit technischen Themen vertraut gemacht. Beide sind begeistert und wären sofort wieder dabei.

«Ich habe bei einem Projekt mitgemacht, bei dem wir gelernt haben, wie man mit einem speziellen Gerät Feinstaub in der Luft misst», erzählt Selina, welche die sechste Klasse im Schulhaus Gutenberg in Töss besucht. Meret hat sich damit beschäftigt, wie 3-D-Bilder zustande kommen, die man ausdrucken oder auf dem Bildschirm anschauen kann. «In einer Präsentation werde ich meiner Klasse erklären, wie man solche Bilder herstellt», berichtet die Zehnjährige, die in der Gesamtschule Villa Büel in die fünfte Klasse geht. Beide Mädchen sind von der Studienwoche begeistert. Damit sie überhaupt aufgenommen wurden, mussten sie vorher eine Bewerbung schreiben, zudem war ein Empfehlungsschreiben der Schule nötig.

## Wie richtige Studentinnen

Anfangs September war es dann so weit: Selina und Meret konnten sich im Rahmen der Studienwoche, die von der Stiftung «Schweizer Jugend forscht» in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Technik der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) organisiert wurde, mit ihren Projekten auseinandersetzen. Die Studienwoche richtete sich an 10- bis 13-jährige Mädchen und wird jeweils separat auch für Buben angeboten. «Ziel dieser Veranstaltungen ist es, die Mädchen und Buben bereits in diesem jungen Alter mit technischen Themen vertraut zu machen», beschreibt Clelia Bieler, Projektleiterin und stellvertretende Geschäftsführerin von «Schweizer Jugend forscht», das Konzept. Verschiedene Institute der Hochschule für Technik in Brugg-Windisch haben den

Mädchen während vier Tagen ihre Türen geöffnet und sie unter fachkundiger Leitung ihre eigenen, kleinen Forschungsprojekte bearbeiten lassen. Die 10- bis 13-Jährigen arbeiteten in Gruppen, die Nacht haben sie in der Jugendherberge verbracht, gegessen wurde in der Mensa. Wie die richtigen Studentinnen und Studenten. Jedes der an der Studienwoche beteiligten Hochschulinstiute bot praxisbezogene Projekte an, bei denen sich die Kinder selbstständig und spielerisch in die Welt der Technik vertiefen konnten. «Wir fanden es nicht nur lässig, sondern haben auch viel gelernt», sind sich Selina und Meret einig.

## Gezielte Nachwuchsförderung

Die Studienwochen für Jugendliche, die bereits mehrmals durchgeführt wurden, sollen dazu beitragen, dass es in den naturwissenschaftlich-technischen Disziplinen wieder mehr Nachwuchs gibt. Bereits 10- bis 13-jährige Mädchen und Buben erhalten so die Gelegenheit, mit technischen Fachbereichen in Kontakt zu kommen. Den Fokus auf diese Altersstufe zu richten, sei sinnvoll, weil die Kinder in einer Entwicklungsphase erreicht werden könnten, in der sie gegenüber ihrer beruflichen Zukunft noch offen und unvoreingenommen seien, heisst es bei «Schweizer Jugend forscht».

Am letzten Projekttag findet jeweils eine öffentliche Schlusspräsentation mit einer Ausstellung der verschiedenen Projekte statt. Die Mädchen und Buben können dabei ihren Klassenkameraden, Lehrerinnen und Familienangehörigen zeigen und erklären, was sie während der Studienwoche gelernt haben. Während Selina später vielleicht einmal Kriminologie studieren möchte, ist Meret vom Kochen begeistert. Koch, sagt sie, wäre schon ein schöner Beruf. Neben den beiden Primarschülerinnen haben weitere Jugendliche aus Winterthur und der Region an der Studienwoche teilgenommen. Teilnehmerliste auf [www.sjf.ch](http://www.sjf.ch).

CHRISTIAN LANZ



Selina Metzger (links) und Meret Wittmer fanden die Studienwoche «lässig». Bild: uja